

Die WG der Dschihadis

Während die USA den Angriff auf Syrien vorerst aufschieben, geht der Bürgerkrieg mit aller Härte weiter. Vor dem Sommer versuchte sich unser Autor nach Damaskus durchzuschlagen und landete in einer islamistischen Rebellen-Wohngemeinschaft.

Text & Fotografie: Carsten Stormer

Amir weckt mich wie jeden Morgen mit der Frage, ob ich heute mit ihm sterben möchte. »Ich kann dich nach Damaskus bringen. Aber das überleben wir nicht. Dann gehen wir gemeinsam zu Allah, du und ich, als Märtyrer«, sagt er mit einem freundlichen Grinsen, als gäbe es nichts Schöneres. »Ach, lieber nicht, Amir«, sage ich. Die Nacht war lang, im Fernsehen lief Dortmund gegen Malaga. Ich schüttle meinen Kopf und den Schlaf und die Kälte aus den Gliedern. »Heute nicht.«

Amir, 22 Jahre alt, kann nicht ruhig sitzen bleiben, will ständig etwas unternehmen. Einen Checkpoint der syrischen Armee angreifen zum Beispiel. Oder einfach die Gegend erkunden. Ich will nach Damaskus, aber lebend. Wir verstehen uns trotzdem gut. »Ich will dir etwas zeigen«, sagt er und hüpfst von einem Bein auf das andere. Es ist ein kalter Frühlingsmorgen. Einige Bergkuppen schimmern noch weiß vom Schnee, als habe jemand Puderzucker über sie gestreut. Aber die Sonne scheint, und die Obstbäume tragen schon zarte Blüten. Für einen Augenblick vergesse ich, dass hier seit zwei Jahren ein Bürgerkrieg mit bereits mehr als 100.000 Toten tobt.

Amir drückt noch ein paar Patronen in das Magazin seiner Kalaschnikow, bevor er sich das Gewehr über die Schulter wirft und ins Auto springt. Zwei seiner Kumpel begleiten uns. Wir fahren einen Berg hinauf, immer höher und höher über Geröll und Schutt. Kein Baum wächst hier, kein Strauch, kein Busch. Nur ein eisiger Wind bläst über die kahlen Hänge. »Schau, da hinten





Zerstörte Städte und Dörfer in einem Krieg, der bereits mehr als 100.000 Tote forderte.

liegt der Flughafen von Damaskus. Den werden wir bald einnehmen», sagt Amir und zeigt mit ausgestrecktem Arm nach Süden in den Dunst. Ich gebe mir Mühe, kann aber nichts erkennen. In dem Moment taucht ein Hubschrauber am Himmel auf.

Seit einer Woche schon hänge ich nahe dem Städtchen Horsh Arab fest. 35 Kilometer sind es von hier nach Damaskus, immer in den Süden hinunter. Um mich herum nur Felder, Obstbaumplantagen und Berge. Eine Postkartenidylle 1.400 Meter über dem Meeresspiegel. Mit fünf Islamisten der Freien Syrischen Armee teile ich mir hier das einzige Zimmer eines winzigen Gehöfts am Stadtrand. Drei von ihnen heißen Muhammad, was ich schön finde, da ich mir Namen schlecht merken kann. Außerdem sind da noch Amir, mein Fahrer und Übersetzer, der den Bürgerkrieg mit einem Videospiel verwechselt, und Abu Ahmad, der Prediger, der den Koran auswendig kann und mich ständig zum Islam bekehren will. Sie sind kampferprobte Veteranen der Schlachten um Homs, Kusair und Hama.

Gestrandet bin ich hier ungewollt. Aus der Reise nach Damaskus wurde eine Reise in die Köpfe islamistischer Rebellen. Keiner von ihnen ist älter als 25, aber alle tragen schwarze Rauschebärte und die Haare kurz geschnitten. Nette Kerle an sich, lustig drauf, wir scherzen und verstehen uns gut. Keine geifernden, intoleranten Extremisten, die alles hassen, was gegen ihre Weltsicht geht. Ich hatte mir das anders vorgestellt. Natürlich nehmen sie Anstoß

an Alkohol und Drogen, Nachtclubs und Sex. Geschlechtsverkehr? Nur mit der Ehefrau, meint Abu Ahmad. Und da sie alle unverheiratet sind, gehen sie unbefleckt und unbefriedigt durchs Leben. Was vielleicht erklärt, warum sie ihre Kalaschnikows streicheln und liebkoseln, als hielten sie ein Mädchen im Arm.

Oft ist von den Rebellen die Rede, wenn es um die bewaffnete Opposition in Syrien geht. Aber die Rebellen gibt es nicht. Es sind Gruppen mit unterschiedlichen Zielen, oft zerstritten. Darunter Säkulare, Studenten, Anwälte, Ärzte, Deserteure der syrischen Armee, Bauernsöhne. Inzwischen übernehmen immer mehr radikale Islamisten aus dem Umfeld von Al-Kaida das Ruder im syrischen Bürgerkrieg. Gruppen wie Jabhat al-Nusra und Ahrar al-Sham. Einen Wunsch haben sie alle gemeinsam: den Diktator Bashar al-Assad zu stürzen. Nur darüber, wie dieses Ziel erreicht werden und was danach kommen soll, sind sie sich nicht einig. Freie Wahlen und eine islamische Demokratie nach türkischem Vorbild? Oder ein islamistisches Kalifat mit dem Koran als Grundgesetz und der Scharia als Rechtsordnung?

Hinter mir liegt eine Odyssee, die mich von Beirut in die alte römische und heute libanesische Stadt Baalbek führte und weiter auf Schleichwegen bis zur syrischen Grenze. Dort traf ich Verbindungsleute, die mich nach Syrien schleusten, illegal und ohne Visum. Mein Ziel: die Vororte von Damaskus, das Gravitationszentrum des Bürgerkriegs. Jene Orte, wo die Rebellen sich eingegraben

haben und einen verbissenen Stellungskrieg mit der syrischen Armee führen. Allerdings war die Armee gerade dabei, einen Ring um die Hauptstadt zu ziehen und die Verstecke der Rebellen ununterbrochen mit Artilleriebeschuss und Luftangriffen zu belegen. Fliegende Checkpoints blockieren seither die Zugangswege. Niemand kommt hinein, niemand hinaus. Den Rebellen sind seit Tagen Flucht- und Nachschubwege abgeschnitten.

Mein Kontaktmann hatte mich gewarnt, eine Einheit islamistischer Rebellen werde sich um mich kümmern und mich nach Damaskus bringen. Aber ich solle mir keine Sorgen machen, »das sind ganz nette Leute«. Islamisten also.

»Bist du Muslim?«, fragt mich einer der Muhammads bei unserer ersten Begegnung mit stechenden Augen. Es wäre der Zeitpunkt für eine kleine Lüge gewesen, die man in diesem Teil der Welt auch als Selbstverteidigung interpretieren könnte. Ich bin Atheist, und nur eine Sache ist für einen gläubigen Muslim verwerflicher, als den falschen Gott anzubeten: gar keinen. Ich schüttle den Kopf. »Christ?« Auch nicht. Er beginnt zu grübeln, zupft an seinem Bart, die Augen verengen sich zu

Schlitzen, und er tritt ganz nah an mich heran, sodass ich seinen Atem auf meinem Gesicht spüren kann: »Etwa Jude?« Mein Adamsapfel beginnt zu tanzen, und ich krächze in gebrochenem Arabisch: »Keine Religion, kein Gott.« Worauf alle erstaunt die Augen aufreißen und in eine Diskussion verfallen, die sich anhört, als würden sie besprechen, wie sie mich besiegen können. Ich gehe vor die Tür und rauche eine Zigarette zur Beruhigung. Irgendwann gesellt sich Amir zu mir und pafft schweigend Ringe in den Nachthimmel. Meine Hände zittern ein bisschen, drinnen im Zimmer wird das Gezanke immer lauter, und Amir übersetzt: »Die streiten sich gerade, ob sie dir Huhn oder Lamm kochen sollen.«

Wann kann ich nach Damaskus, Amir? Morgen, sagt er, so Gott will. Aber das hat er schon gestern und vorgestern und die Tage davor gesagt. Noch immer kontrolliert das Militär die von den Rebellen genutzten Straßen und Schleichwege in die Hauptstadt. Überall Kämpfe, Luftangriffe, Checkpoints. Es zu versuchen wäre Selbstmord. »Ich bringe dich gerne nach Damaskus, kein Problem«, sagt Amir. »Aber dann werden wir gemeinsam sterben.« Die Tage vergehen bedrückend langsam. Ich starre an die Decke, Sekunden werden zu Minuten, Minuten zu Stunden, und ich blicke dem Tod durch Langeweile ins Gesicht. Die Aussicht, einen weiteren Tag in diesem Loch zu verbringen, deprimiert mich. Mit fünf Männern auf engstem Raum, die ständig beten oder ihre Gewehre streicheln. Ohne warmes Wasser, Strom gibt es nur für ein paar Stun-

den am Tag. Meine Islamisten-Freunde kümmern sich zwar rührend um mich, kochen zweimal am Tag und lassen mich mit ihren Gewehren auf Zielscheiben schießen, auf denen Präsident Assad abgebildet ist. Abu Ahmad und einer der Muhammads nutzen die Zeit aber auch für den Versuch, mich zum Islam zu konvertieren.

In unserem Gemeinschaftszimmer gehen die Besucher ein und aus. Einmal kommt eine Gruppe Kämpfer zum gemeinsamen Beten vorbei, ein anderer liefert eine Ladung Gewehre und Munitionskisten ab, geschmuggelt aus dem Libanon.

Einmal erscheint ein Mann mit einem Eselwagen, auf dem eine riesige Satellitenschüssel liegt, die unter viel Trara auf dem Dach des Gehöfts montiert wird. Das ist einerseits toll, weil es nun Internetzugang gibt, andererseits ist die in der Sonne glitzernde Parabolantenne auch ein leichtes Ziel für die Hubschrauber und Kampfflugzeuge der syrischen Armee. Amir, die Muhammads und den Prediger scheint das nicht zu stören. Facebook und Skype bieten eine willkommene Ablenkung zum Beten und Waffenstreicheln. Ein anderes Mal kommt eine Lastwagenladung mit medizinischem Gerät an. Denn in Horsh Arab gibt es zwar ständig Angriffe der Ar-

me, aber kein Krankenhaus, um die Verletzten zu behandeln. Hin und wieder schaut Mo vorbei, ein amerikanischer Syrer, der aus der New Yorker Bronx gekommen ist, um sich der Revolution anzuschließen. Mit einem ausgeklügelten Fitnessprogramm für die Rebellen will er das Regime in die Knie zwingen; aber wie genau das Training aussehen soll, verrät er nicht. Eigentlich sei er Pizzabäcker, sagt Mo. Und täglich pünktlich zum Abendessen kommt Abdul vorbei, ein Polizist im Dienst der syrischen Regierung, der die Rebellen mit Informationen versorgt. Eigentlich mag ich Besucher. Aber jeder von ihnen hat das dringende Bedürfnis, dem deutschen Gast eine seltsame Faszination für Adolf Hitler mitzuteilen: Adolf Hitler, strong man. Adolf Hitler, very good man. Ah, Germany? Adolf Hitler. Do you like Adolf Hitler?«

Anfangs zeige ich demonstrativ Gelassenheit, diskutiere, versuche zu überzeugen. Nein, nein, Hitler bad man. Very bad. Leider spreche ich kaum Arabisch, unser Gespräch holpert dahin. Ich vergleiche Hitler mit Assad, was ein bisschen Wirkung zeigt, aber nie lange anhält. Hitler not good?, fragen sie dann mit enttäuschten Gesichtern. Ein Bärtiger, der uns besucht und den ich noch nie gesehen habe, lässt mich schließlich die Beherrschung verlieren: »Salam aleikum, magst du Adolf H...« Ich lasse ihn nicht ausreden und verstoße stattdessen gegen sämtliche Gebote syrischer Gastfreundschaft. Meine Schimpftirade trifft, wie sich herausstellt, den Fal-

schen: Es ist mein Gastgeber, der Chef unserer Islamisten-WG, der Anführer der Rebellen dieser Gegend, der unbekannte Drahtzieher, der mich nach Syrien schleusen ließ, der mir kostenlos Autos zur Verfügung stellt samt Leibwache und Übersetzer. Der einzige Mensch hier, den ich auf gar keinen Fall verärgern sollte. Aber der Mann lächelt mich milde an und entschuldigt sich dafür, dass er mich offensichtlich gekränkt hat. Zur Wiedergutmachung will er mir seine Pistole schenken, als Zeichen der Freundschaft. Schon stecke ich im nächsten Dilemma. Immerhin ist Adolf Hitler seither vom Tisch.

Eines Nachts, Amir und ich stehen rauchend in einer sternennklaren Nacht, rauscht ein Feuerball über unsere Köpfe hinweg. »Scud«, sagt Amir trocken. Seit einigen Wochen setzt das Regime auch russische Scud-Raketen ein, um den Willen der Aufständischen zu brechen. Stehend ist diese Waffe so hoch wie ein Reihenhaus, sie kann ganze Wohnviertel zerstören. Die Abschussrampe der Raketen liegt nur ein paar Kilometer von meinem Versteck entfernt. Täglich fliegen sie in Richtung der Rebellengebiete des Nordens: nach Aleppo, Azaz, Marea, Deir Ezzor, Idlib. Hunderte Menschen sind durch sie ums Leben gekommen.

Abends, wenn wieder einmal der Strom und somit auch Facebook und Skype ausfallen, sitzen wir in Decken gehüllt um einen glühenden Ofen, trinken gesüßten Tee und sprechen über den Krieg und die Zukunft Syriens. Und immer wieder die Frage, die mir auf all meinen Syrien-Reisen gestellt wurde: Warum hilft uns niemand? Warum sieht die Welt dem Töten zu? Selbst Abu Ahmad, der Prediger, legt seinen Koran beiseite und beteiligt sich am Gespräch. Vielleicht, antworte ich, hat das mit dem schlechten Image zu tun, das die Rebellen haben, seit immer mehr Fanatiker nach Syrien einsickern, die eine Welt ohne Zwischenfälle schaffen wollen und das Land aufteilen möchten in »halal« und »haram« – in Erlaubt und Verboten, Freund und Feind, Paradies und Hölle. Radikale Islamisten und Salafisten, die aus Saudi-Arabien, Ägypten und Katar einsickern, aber auch aus Deutschland, England und Australien, um hier den Heiligen Krieg zu führen. Viele von ihnen haben sich zur Al-Nusra-Front vereinigt, dem verlängerten Arm der irakischen Al-Kaida. Nusra, das heißt eigentlich Rettung, Beistand. Aber die Al-Nusra-Krieger verachten jeden, der den Islam anders interpretiert als sie.

Die Realität sieht düster aus. Syrien ist zum Spielball im großen Armdrücken verschiedener Interessen geworden: ein Stellvertreterkrieg zwischen Russland, China,



Rebellen, die den Autor in die syrische Hauptstadt Damaskus bringen sollten.

dem Iran und der libanesischen Hisbollah auf der einen Seite, Europa, den USA, Katar und der Türkei auf der anderen. Das durch die Untätigkeit des Westens entstandene Vakuum füllen die Radikalen, die neben Waffen auch Brot und Geld im Gepäck haben und so der verarmten und schlecht ausgerüsteten Freien Syrischen Armee den Rang ablaufen. Heute weht in Städten wie Aleppo, Idlib und Raqqa nicht mehr die säkulare Fahne der Rebellenarmee, sondern die schwarze Flagge der Islamisten mit dem islamischen Glaubensbekenntnis. In den Rebellengebieten des Nordens übernehmen Jabhat al-Nusra und Ahrar al-Sham inzwischen fast die komplette Grundversorgung der Bevölkerung, verteilen Essen, Medikamente, Decken, Heizöl – und drücken nebenbei den Menschen ihre Weltsicht auf.

Anfang Juni ermordeten ausländische Extremisten einen 15-Jährigen in Aleppo. Sein Vergehen: Er soll den Propheten Mohammed beleidigt haben. Das Urteil wurde sofort vollstreckt: mehrere Schüsse in den Kopf – mitten auf einer Straße und vor den Augen seiner Eltern. Gut und Böse verwischen in diesem Krieg. Assad bekommt Hilfe vom Iran und der Hisbollah, die Extremisten von Katar und islamischen Wohlfahrtsorganisationen. Nur diejenigen, die demokratischen Werten am nächsten stehen und die Revolution vor mehr als zwei Jahren für mehr Gleichheit und Rechte begannen, werden nicht unterstützt und geraten zwischen die Fronten.



»Wir sind Islamisten, weil wir an den Islam glauben. Aber wir lehnen den Islam der Extremisten ab, das sind Verrückte«, sagt Abu Ahmad. »Doch sie sind auch die Einzigsten, die uns helfen.« Zustimmendes Nicken im Raum. »Ich will ein Syrien, in dem alle friedlich zusammenleben können, Sunniten, Schiiten, Alawiten, Kurden, Drusen, Christen«, sagt Amir. »Und wir wollen Assad nicht gegen eine andere Diktatur eintauschen. Dafür haben wir nicht die Revolution begonnen.« – »Allahu akbar«, murmeln Mohammed eins, zwei und drei.

Gott ist groß. Fußball ist manchmal größer. Eines Nachmittags steht Amir aufge-

regt im Zimmer, mir ist längst das Zeitgefühl verlorengegangen. Amir trägt ein Barcelona-Trikot, sogar einer der Muhammads hat seine Galabija gegen ein Madrid-Leibchen getauscht. Es ist Dienstag, Champions-League-Tag, Rückspiel im Viertelfinale. »Magst du Fußball?«, fragt Amir. Ich nicke. »Toll«, ruft er und klatscht in die Hände, »Real oder Barcelona?« Ich quäle mich zu einer Antwort: »Bayern und ausnahmsweise Dortmund.« Amir wirkt enttäuscht. »Na gut, dann schauen wir eben heute Dortmund und morgen Bayern. Du bist unser Guest.«

Den ganzen Nachmittag über herrscht rege Betriebsamkeit. Amir muss den Besitzer eines Fernsehers überreden, Dortmund statt Madrid zu zeigen, und dazu noch die Paywall eines Bezahlsenders hacken. Einen Generator brauchen wir auch, wir finden ihn in einem Nachbardorf. Allerdings gibt es da ein kleines Problem, meint Amir: Wir müssen auf Schleichwegen einen Checkpoint der Armee umfahren. »Kein Problem«, sagt Muhammad eins, »Allahu akbar«, ruft der Rest. Dann quetschen sich fünf Männer in Fußballtrikots, bewaffnet mit Kalaschnikows und Koran, in das Auto. Als ich mit meiner schusssicheren Weste dazukomme, klopfen sich die fünf vor Lachen auf die Schenkel und zeigen mit dem Finger zum Himmel. Allah wird dich schützen,

heißt das. Dann brausen wir ohne Licht durch die Nacht.

Keine 20 Minuten später sitzen wir im Wohnzimmer eines befreundeten Rebellenkommandeurs, vollgepackt mit kettenrauchenden Malaga-Fans. An der Wand hängt die Fahne der Revolution: grün, weiß und schwarz, dazu drei Sterne. Statt Bier gibt es Tee, statt Pizza Pistazien, religiösen Singsang statt Olé-olé. Auf Matratzen liegen ein paar verwundete Kämpfer. Einer hebt sein Hemd und zeigt stolz die Wunde, die ihm die Kugel eines Scharfschützen zugefügt hat. In der Halbzeit wird gebetet, jedes Tor mit einem Allahu akbar begrüßt, Dortmund gewinnt in letzter Sekunde 3:2.

Am nächsten Morgen nimmt mich Amir mit auf den Berg. Dort kreist dieser Hubschrauber über uns wie ein wütendes Insekt. Ich stehe starr wie ein Grabstein auf dem Gipfel, den Kopf in den Nacken gelegt. Luftangriffe und Artilleriebeschuss drohen ständig in Syrien. Es kann immer und überall geschehen. Einmal liegt die Front vor einem, dann dahinter, am nächsten Tag links oder rechts. Anscheinend kundschaftet der Pilot nur die Gegend aus, zieht über uns seine Kreise, sackt tiefer, beobachtet. Wir sind wandelnde Zielscheiben, und nirgendwo auf diesem Berg ein Baum oder ein Fels, hinter dem wir uns verstecken könnten. Amir und Muhammad stört das alles nicht. Sie hüpfen im Kreis, preisen Allah und zielen mit ihren Gewehren auf den Hubschrauber, der langsam davonfliegt, und rufen ihm hinterher, dass Assad ein Esel sei. »Hört auf mit dem Scheiß«, rufe ich und ziehe meine schusssichere Weste an. »Hast du Angst?«, fragt Amir. »Brauchst du nicht. Allah wird dich beschützen, oder wir kommen zusammen als Märtyrer ins Paradies.« Ich erinnere ihn daran, dass ich kein Muslim bin, auch heute Abend gerne wieder Fußball schauen würde und mein Paradies ein sehr weltliches ist.

Wir fahren zurück nach Horsh Arab, Amir will eine befreundete Familie besuchen, und während wir im Vor-



18. Oktober bis
24. November 2013

Jerry Lewis

Bis 13. Oktober 2013

Joe Dante

Bis 17. Oktober 2013

Carnival of Souls

Horrorfilme 1918–1966

film
museum
Augustinerstraße 1
1010 Wien
T +43/1/533 70 54
www.filmmuseum.at

Wir rasen aus
der Stadt und
hören hinter uns
das erneute
Bombardement
der syrischen
Armee.

garten sitzen und Kaffee trinken, schlägt die erste Granate ein. Mit einem Pfeifen durchschneidet sie die Luft, explodiert ganz nah. Dann noch eine und noch eine. Ich schütte vor Schreck den Kaffee über meine Hose, Frauen mit weit aufgerissenen Augen laufen aus ihren Häusern, schleifen weinende Kinder hinter sich her und suchen Schutz in Kellergewölben oder der Moschee. Das Ziel, als Märtyrer im Paradies zu landen, verschwindet beim Geräusch heranpfeifender Granaten und erweckt selbst in Amir den Reflex, sich am Leben festzukrallen. »Allah«, ruft er, und wir stürzen panisch in den Friseurladen gegenüber. Dort quetsche ich mich mit drei anderen Männern in die winzige Toilette, während draußen die Welt unterzugehen scheint. Die Einschläge kommen näher, in immer kürzeren Abständen. Eine Granate trifft ein Nachbarhaus, Staubwolken und Gesteinssplitter dringen durch die offene Tür. Wir husten, klammern uns aneinander, zucken bei jeder Detonation zusammen. Pfeifen. Bumm. Pfeifen. Bumm. Fünf, sechs, sieben Granaten, keine 20 Meter von uns entfernt. Die Wände des Barbiers zittern, meine Knie auch. Sonderbare Gedanken rasen durch mein Hirn: wegrennen oder bleiben? Ist der sicherste Ort vielleicht hier, wo eben ein Geschoß eingeschlagen hat? Oder kommt die nächste Granate genau an der Stelle herunter wie die letzte? Aberwitzige Momente, erfüllt von der Angst, diesen Tag nicht zu überleben.

Plötzlich ist es still. Amirs Hand kommt wie aus dem Nichts, packt mich am Arm und zieht mich aus der Toilette zum Auto. Schnell weg. Wir rasen aus der Stadt und hören hinter uns das erneute Bombardement von Horsh Arab durch die syrische Armee. Wir verstecken uns in einem Geräteschuppen auf einem Feld außerhalb der Stadt. Eine Stunde dauert der Beschuss, wie durch ein Wunder wird niemand verletzt oder getötet. Amir schickt ein Stoßgebet zum Himmel.

Am Abend putzen die Bayern Barcelona weg. Nach der Übertragung zappt Amir noch auf die Nachrichten des syrischen Staatsfernsehens. Gruselige Bilder von verstümmelten und toten Menschen, meist junge Männer, manche haben die Hände auf den Rücken gefesselt. Zerstörte Häuser, jubelnde Soldaten, während eine Stimme aus dem Off erzählt, dass die glorreiche syrische Armee heute in Horsh Arab viele Terroristen getötet habe. Dann geht dem Generator der Sprit aus. Zwei Tage später breche ich meine Reise ab. Gerüchte, dass Hisbollah-Kämpfer aus dem Libanon in den Krieg eingreifen, machen die Runde. Von Straßensperren ist die Rede und dass der Rückweg versperrt sein könnte, wenn ich länger warte. Ich haue ab. Besser so. ‡



Draußen sitzen.

Im Gastgarten der
Labstelle Wien.
Restaurant & Bar
Lugeck 6, 1010 Wien
www.labstelle.at



LAB
STE
LLE
Wien